

Stephan Stockmar

»Der Verlust sei Gewinn für sich«

Was sind die Bedingungen für das Auftreten und Erkennen
von etwas Neuem?*

*Im Verlorenen finde sich Verlust,
Im Gewinn verliere sich Gewinn,
Im Begrienen suche sich das Greifen
Und erhalte sich im Erhalten.
Durch Werden zum Sein erhoben,
Durch Sein mit dem Werden verwoben,
Der Verlust sei Gewinn für sich.*

Rudolf Steiner, *Zwölf Stimmungen – Fische*

Das »Neue« ist in der Vergangenheit nicht enthalten, und insofern auch mit den gegebenen Begriffen schwer zu fassen. Dennoch schließt es immer konkret an das Gewordene an. Woher kommt es – aus der Zukunft? Die Sehnsucht, Künftiges zumindest in Gedanken vorwegzunehmen, ist groß. Tatsächlich liegt jedem Neuen auch eine Idee zugrunde. Doch ist diese schon selbst das Neue? Das Neue findet sich nur im Gegenwärtigen, dort, wo Vergangenheit und Zukunft sich treffen, und dieses Moment fällt aus der bloßen Vorstellung heraus. Ohne eine solche bin ich aber zunächst unsicher, da mir jeder Rückhalt fehlt. Doch wenn diese Situation der Ohnmacht mir bewusst wird, keimt eine Ahnung davon, was das Neue vielleicht ist. – In Wort und Schrift ist dies alles schwer zu fassen, ohne dass es immer wieder zu Vorstellungen erstarrt. Insofern bitte ich die folgenden Ausführungen als einen tastenden Versuch aufzufassen, der mehr ahnt als etwas weiß.

In der herrschenden Biologie, insoweit sie sich – noch – von der »Synthetischen Theorie der Evolution« leiten lässt, wird in der Selektion »die Triebfeder der Entstehung alles Neuen« gesehen, so Hubert Markl kürzlich anlässlich Darwins Geburtstag in der FAZ (11.2.2009). D.h. das Neue ist letztlich außenbestimmt, entsteht als Reaktion auf Umweltverhältnisse; genauer: die Umwelt entscheidet, was sich an zufälligen Variationen durchsetzen kann. Hierbei von »Triebfeder« zu sprechen ist schon etwas irritierend, wie überhaupt manche Ausdrucksweisen besonders der Biologen, die ihre Art, Wissenschaft zu betreiben, als »wertneutrale« Weltanschauung propagieren. Man denke nur an

* Überarbeitete Fassung eines Vortrages, der auf der Tagung *Wie entsteht Neues in der Evolution?* vom 6.-8. März 2009 am Institut für Evolutionsbiologie der Universität Witten/Herdecke gehalten wurde; vgl. den Tagungsbericht in: DIE DREI, 5/2009, S. 78f.

Richard Dawkins »egoistisches Gen« oder an das Gehirn als Verhaltensinstanz in der Sprache mancher Neurowissenschaftler.

Hieran zeigt sich, wie schwierig es ist, Naturwissenschaft, insbesondere wenn es um das Lebendige geht, konsequent aus der Außenperspektive zu betreiben. Das Subjekt, das man nur als sekundäre Emanation gelten lassen will, schleicht sich durch die Hintertür der Sprache immer wieder ein, in scheinbar externalisierter Form: als Selektion, Gen, Gehirn usw. Nur der denkende, empfindende und handelnde Mensch darf als solcher nicht ernst genommen werden.

Da erstaunt es, wenn der Mitbegründer und maßgebliche Verfechter der Synthetischen Theorie, Ernst Mayr, ernsthaft davon ausgeht, »dass jedes größere Ereignis in der Makroevolution durch eine Verhaltensumstellung verursacht worden ist«, die ihrerseits einen Selektionsdruck erzeugt.¹ Dies ist wohl kaum als verbaler Anthropomorphismus zu verstehen. Offensichtlich sieht er für die eigentlichen Evolutionsschritte keine andere theoretische Möglichkeit, als letztlich auf Lamarck (1744-1829) und dessen Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften zurückzugreifen. Sicherlich auch deshalb spielt die Makroevolution in der Synthetischen Theorie keine große Rolle; sie ist eine Theorie der kleinen Schritte durch das Wechselspiel von Mutation und Selektion.

Grenzerfahrung

Charles Darwin (1809-1882) war einer der ersten, die eine Erklärung des evolutiven Werdens der organischen Welt konsequent aus der Außenperspektive versucht haben. Doch auch er hat an entscheidender Stelle die Innenperspektive von Subjekten einbezogen, und zwar hinsichtlich von Phänomenen, deren pragmatischer Wert kaum einsichtig ist, ja, die unter dem Gesichtspunkt der Selektion durch eine anonyme Umwelt geradezu kontraproduktiv wirken: Erscheinungen, die ganz offensichtlich an die Wahrnehmung durch andere Wesen appellieren, die auffallen wollen – seien es Prachtgefieder oder Gesänge von Vögeln, auffällige Musterungen, Geweihe oder Ähnliches. Auch die Schau- und Duftapparate der Pflanzen gehören in gewissem Sinne dazu, also alles, was auch in unseren Augen als »schön« oder zumindest eindrucksvoll erscheint.

Hier ist es nach Darwin das konkrete Gegenüber, meist der Geschlechtspartner, der Unterschiede wahrnimmt und auch bewertet. Nichts anderes verbirgt sich hinter dem Begriff der »ge-

1 Ernst Mayr: *Wie weit sind die Grundprobleme in der Evolution gelöst?*, in: J. H. Scharf (Hrsg.): *Evolution. Nova Acta Leopoldina N.F.* 42 (218), 1975, S. 171-179; zitiert bei Bernd Rosslenbroich: *Autonomiezunahme als Modus der Makroevolution*, Nümbrecht 2007, S. 307.

schlechtlichen Zuchtwahl«, die er in einem Buch zusammen mit der Abstammung des Menschen behandelt. Darwin geht davon aus, dass z.B. die Weibchen des Argusfasan »viele Generationen hindurch die in höherem Grade geschmückten Männchen vorzogen, während die ästhetische Fähigkeit der Weibchen durch Übung und Gewohnheit in derselben Weise wie unserer eigener Geschmack allmählich veredelt wird, allmählich fortgeschritten ist«. ²

Wie stark Darwin die Tatsache berührt, dass sich ein Weibchen so durch ein Männchen »bezaubern« lässt (sein Ausdruck), spricht sich z.B. in der Wendung aus, er kenne »keine Tatsache in der Naturgeschichte, welche wunderbarer wäre, als dass der weibliche Argusfasan imstande sein soll, die ausgesuchte Schattierung der Kugel- und Sockelornamente und die eleganten Muster auf den Schwungfedern des Männchen zu würdigen«, auch wenn er sich an dieser Stelle eindeutig gegen die Schöpfungstheorie ausspricht.

Seine Bemerkung über die durch Übung und Gewohnheit wachsenden ästhetischen Fähigkeiten stehen in einem merkwürdigen Kontrast zu seiner eigenen biographischen Erfahrung, wie er sie in seiner Autobiographie *Mein Leben* beschreibt. ³ Hier beklagt er immer wieder seine zunehmende Gefühlsarmut; dass er »später im Leben zu meinem großen Bedauern alle Freude an Dichtung jeglicher Art verlor« (S. 52); dass ihm »gehobene Gefühle des Staunens, der Bewunderung und Andacht, die den Sinn erheben und erfüllen« immer mehr abhanden gekommen sind, gerade auch gegenüber der Natur. »Man kann wohl zutreffend sagen, ich sei wie ein Mensch, der farbenblind geworden ist«, etwa im Vergleich zur Zeit seiner Beagle-Reise (S. 100). ⁴ Den »betrübliche[n] Verlust meiner Gefühlskraft« (S. 124) gegenüber anderen Menschen bringt er zwar auch in einen Zusammenhang mit seinem Gesundheitszustand. Doch letztlich bringt er ihn auch selbst mit seinem wissenschaftlichen Ansatz in Verbindung: »Dieser seltsame beklagenswerte Verlust der höheren ästhetischen Empfindungen ist umso merkwürdiger, als mich Geschichtsbücher, Biographien und Reiseberichte ... und Essays über alle möglichen Themen noch genauso wie eh und je interessieren [also alles Informative; sst]. Mir scheint, mein Geist ist eine Maschine geworden, wie gemacht dafür, allgemeine Gesetze knirschend aus großen Tatsachensammlungen auszumahlen ...« (S. 150). – Auch wenn er dies auf eine ihm unbegreiflich selektive Atrophie seines Gehirns zurückführt,

2 Charles Darwin: *Die Abstammung und die geschlechtliche Zuchtwahl* (1871), in: *Gesammelte Werke*, Frankfurt am Main 2008, S. 1156.

3 Charles Darwin: *Mein Leben*. Vollständige Ausgabe der Autobiographie (1887, 1958), Frankfurt am Main 2008.

4 Vgl. auch Johannes Wirz: *Leben im Werden* – Teil I, in: *DIE DREI* 1/2009, S. 11-22.

kann diese gewissenhafte und ehrliche Selbstbeobachtung einen zutiefst berühren.

Darwins Ansatz beruht auf einer akribischen Wahrnehmung der Welt; er verarbeitet eine Unmenge eigener und fremder Beobachtungen und auch Ideen in Form von »Tatsachensammlungen«, aus denen er »allgemeine Gesetze« deduziert. Gegen spekulative Behauptungen, die nicht mit genügend Tatsachen untermauert sind, wehrt er sich. Doch muss für ihn »alles Beobachten für oder gegen eine Auffassung geschehen (...), wenn es irgendeinen Nutzen haben soll« (Brief von 1861).⁵ Einem Kollegen empfiehlt er, »lassen Sie sich in Ihren Beobachtungen von Theorie leiten, aber seien sie vorsichtig mit dem Veröffentlichenden von Theorie« (1863)⁶. – Auch Goethe arbeitet mit Theorien bzw. Hypothesen. Doch führte er diese immer wieder neu an die Wahrnehmung heran, um sich korrigieren zu lassen. Im rhythmischen Hin- und Herpendeln zwischen Erfahrung und Idee behalten seine Begriffe eine Offenheit, die Allgemeines ebenso wie Besonderes umfassen kann. Naturerkenntnis ist für ihn nie nur Reproduktion des Gewordenen, sondern enthält immer auch ein schöpferisches Moment, das Neues hervorbringen kann – durch Teilnahme an der Natur, dadurch, dass er sich als erkennendes Individuum involviert (»Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt. / Rückwendung Knoten / Fortschritt Geschlecht« –Notizheft 1788).⁷ – Wir werden darauf zurückkommen.

Sich selbst gegenüber hat Darwin offensichtlich etwas von dieser Fähigkeit bewahrt: Er beobachtet an sich eine Veränderung, die er nicht recht erklären kann und insofern auch nicht theoriegeleitet ist, also auch etwas qualitativ Neues, was ja nicht immer positiv belegt sein muss. Er registriert an sich einen *Verlust*, der ihn offensichtlich hilflos macht und auch schmerzt (insofern ist seine Gefühlsfähigkeit noch nicht ganz erloschen!). Und daraus entsteht ganz vorsichtig ein Willens- und Gestaltungsimpuls: »Ein Mensch, dessen Gehirn höher organisiert und kräftiger gebaut ist als meines, würde diesen Verlust nicht erleiden, nehme ich an; und wenn ich mein Leben noch einmal zu leben hätte, dann würde ich es mir zur Regel machen, mindestens einmal in der Woche ein wenig Lyrik zu lesen und etwas Musik zu hören; vielleicht wären die jetzt verkümmerten Teile meines Gehirns dann, durch ständigen Gebrauch, aktiv geblieben. Der Verlust dieser Empfänglichkeit ist ein Verlust an Glück und mag wohl dem Intellekt Schaden zufügen, noch wahrscheinlicher

5 Enthalten in: Charles Darwin: *Mein Leben*, a.a.O., S. 184.

6 Ebd., S. 184.

7 Vgl. Stephan Stockmar: »Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«. *Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang*, in: DIE DREI 4/2006 (S. 11-27), 5/2006 (S. 49-62).

aber dem moralischen Charakter, weil ein solcher Verlust den emotionalen Teil unserer Natur verkümmern lässt« (S. 151).⁸

Vielleicht darf man diese Stelle ja wie eine ›Vornahme‹ für ein künftiges Erdenleben lesen ... Nicht aus pragmatischen Erwägungen, sondern aus dem Erleben eines Verlustes an Glück, aus der eigenen Grenz- und Ohnmachtserfahrung entsteht der Keim für etwas Neues in der eigenen Entwicklung.

Ich meine, an einem solchen Beispiel wird deutlich, dass die Wahrnehmung von etwas Neuem und die Erkenntnis des Wahrgenommenen als eines solchen aus der bloßen Außenperspektive, aus der Gegenüberstellung von Subjekt und Objekt, gar nicht möglich ist, jedenfalls so lange nicht, wie das Subjekt passiv bleibt. Das Neue spielt sich nicht irgendwo außer mir ab, sondern wird erst durch meine schöpferische Anteilnahme Wirklichkeit. Denn etwas, das nicht aus einem schöpferischen Akt hervorgeht, kann nicht neu sein. Und will man nicht im Rahmen eines Kreationismus argumentieren, der auch nur von Objekten handelt, die von einem in den leeren Raum projizierten Pseudo-Subjekt namens ›Gott‹ hervorgebracht werden, so muss man sich selbst Subjektcharakter im Sinne einer Schöpfungsmacht nicht nur zugestehen, sondern diesen auch einlösen. Ansonsten handelt es sich in der Welt nur um qualitätslose Veränderungsvorgänge ohne Sinn und Ziel, die zwar auch eine Wirklichkeit erzeugen (ganz im Sinne einer selbsterfüllenden Prophezeiung), aber keine, in der ein Subjekt sich frei entfalten kann. Eine entsprechende Erkenntnisart macht tatsächlich das Subjekt zum bloßen Objekt – als Teil einer Theorie, deren Kernaussage es ist, »dass es so etwas wie Selbste in der Welt nicht gibt: Selbste und Subjekte gehören nicht zu den irreduziblen Grundbestandteilen der Wirklichkeit« (Thomas Metzinger).⁹ Mit dieser Theorie löscht sich der Theoretiker selber aus. Es ist ein Punkt absoluter Ohnmacht erreicht, ohne dass er als solcher wahrgenommen wird – eine unbemerkt bleibende Grenzerfahrung, in der tatsächliche Ohnmacht zu vermeintlicher Allmacht führt, die auf nichts Existierendes Rücksicht zu nehmen braucht; alle schöpferischen Kräfte werden dadurch gelähmt.

Um als Subjekt bestehen zu können, muss ich mich natürlich zunächst der Welt gegenüberstellen, d.h. von ihr absondern. Das bedeutet erst einmal Verlust des Zusammenhangs. Erst wenn ich mich in diesem Verlust finde – und das ist, wie sich nicht nur an Darwin zeigt, ein leidvoller Prozess, der zunächst durch

Grenzumgehung

8 Charles Darwin: *Mein Leben*, a.a.O.

9 Thomas Metzinger: *Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität: eine Kurzdarstellung in sechs Schritten*, o.J.; als PDF-Download unter: http://www.philosophie.uni-mainz.de/metzinger/metzinger_dt.html (»Eine sehr kurze deutsche Zusammenfassung der Selbstmodell-Theorie für Nicht-Philosophen«).

das scheinbare Gegenteil von Schöpfungskraft, durch die Ohnmacht führt –, gewinne ich nicht nur mich als schöpferisches, zukunftsfähiges Wesen, sondern auch die Welt, in die ich mich nun bewusst hineinstellen kann. Ich bin in ihr nunmehr nicht nur ein isoliertes Etwas, sondern stehe in einem Zusammenhang, der mich als Subjekt in die Verantwortung nimmt. Diesen Gewinn vereinnahmt Thomas Metzinger gewissermaßen auf einer zu frühen Stufe, indem er die Leiderfahrung umgeht. Dadurch aber wird der Verlust ein endgültiger und nicht zum Tor zur Welt. Es kommt also auf den Zusammenhang zwischen Innen und Außen – Außen und Innen – an, auf eine Verhältnisbildung und -veränderung. In gewissem Sinne könnte man vielleicht auch sagen zwischen Geist und Stoff; wenn man unter Geist mit Spinoza und Goethe den in die Welt ausgegossenen Geist versteht, der zunächst als Idee in dieser aufgefunden werden kann. Das sich in die äußere Erscheinung Begebende wird zum Objekt, zum Gewordenen und damit zur Umwelt. Diese nimmt das werdende, das Neue in sich auf, das sich tatsächlich in ihr bewähren muss. Sie gehört zum Subjekt dazu wie das zustoßende Schicksal zum handelnden Menschen.

Fehlende Begriffe

»Neues« im eigentlichen Sinne des Wortes ist nicht aus dem Vorhandenen, aus der Vergangenheit ableitbar oder erklärbar. Damit verbunden ist eine echte Schwierigkeit: Es fehlen uns dafür die Begriffe, denn diese haben wir an dem Gewordenen gebildet und können daher mit ihnen zunächst auch nur Gewordenes erfassen. Darauf beruht unsere Distanzierungsmöglichkeit als Bedingung von Freiheit. Doch von dieser Warte aus kann Neues höchstens rückblickend erfasst werden – allerdings auch nur in einem eingeschränkten Sinne. Ich kann zwar z.B. die Evolution des Lebendigen als einen Vorgang beschreiben, der auf Abgrenzung, Einstülpung, Internalisierung usw. beruht, bis hin zu von den Umweltbedingungen sich emanzipierenden Verhaltensweisen.¹⁰ Doch um dieses als tatsächliche Autonomiezunahme zu würdigen, bedarf es letztlich der eigenen aktuellen Autonomieerfahrung, in der sich das Subjekt selbst konstituiert – in der Erfahrung der eigenen Entwicklungsmöglichkeit.

Um gegenwärtig Neues zu erfassen, ist eine Benennung mit an der Vergangenheit gebildeten Begriffen eher hinderlich. Denn die Begriffe leiten uns tatsächlich in der Wahrnehmung (vgl. Darwin!). Das Neue kann ich aber nicht einfach schlussfolgern; sonst wäre es nichts Neues. Es wäre aber auch nichts Neues,

¹⁰ Vgl. Bernd Rosslenbroich: *Gibt es eine Höherentwicklung?*, in: DIE DREI 3/2008, S. 39-58, sowie ders.: *Autonomiezunahme als Modus der Makroevolution*, Nümbrecht 2007.

wenn es sich um die bloße Realisierung einer bereits vorhandenen Idee handelte; denn wirklich Neues ist auch ideell nicht vorhersagbar. Auch für einen geistigen Determinismus kann es nicht wirkliche Subjekte geben, die zu einem schöpferischen Handeln in der Lage sind; jede Handlung wäre Verwirklichung einer vorgegebenen Idee.

Ich brauche also die Fähigkeit zur Wahrnehmung von etwas, für das ich noch keinen Begriff habe. Nicht umsonst empfiehlt Rudolf Steiner ja das *Studium* der Geisteswissenschaft, bevor man selbst einen Weg geistiger Erfahrung geht. Schon die durch eigene geistige Übung auftretenden Veränderungen des seelischen Lebens drohen einem sonst zu entgehen. Das führt natürlich auch zum Problem, wenn man die von ihm gebildeten und angebotenen Begriffe wieder nur nominalistisch auffasst und sie sich nicht selbst zu Wahrnehmungsorganen umbildet; dies wäre auch nur wieder eine Grenzumgehung. Man macht dabei schnell die Erfahrung, dass es oft nicht leicht möglich ist, seine Darstellungen in eindeutige und erinnerbare Begriffe zu fassen. Da muss man sich im Studium schon auf Steiners besonderen Stil einlassen, durch den man sich in eine eigenständige innere Bewegung versetzen kann.¹¹ Im Grunde ist die Geisteswissenschaft mit ihren Inhalten und Übungen eine Anleitung zur produktiven Gestaltung der eigenen Ohnmacht. Wenn man diese nicht wirklich erfährt und durchlebt, mogelt man sich über die Schwelle und die Ohnmacht wird zu einer geistigen Lähmung, die einen nur noch um sich selber kreisen lässt.

So bedarf es, um Neues zu entdecken, neben der Unbefangenheit (nicht zu verwechseln mit dem unverbindlichen Geltenlassen) vor allem die Fähigkeit, sich auf Wahrnehmungen einzulassen, die zu eigenen Erfahrungen werden. Die Erkenntnis findet dann in Verbindung mit der reflektierten Selbstbeobachtung statt, durch die eine Geistesgegenwart möglich wird. – Geht man z.B. von der Zunahme an relativer Autonomie im Laufe der Evolution aus, so handelt es sich um eine Verschiebung des Verhältnisses, die in beide Richtungen Konsequenzen hat: Der Organismus verändert sich und dementsprechend auch die ihn umgebende Welt. Auch als Erkennender muss ich meinen eigenen ›Ort‹ gegenüber der Welt ständig verändern; wenn ich Neues würdigen will, muss ich mich verändern. Das ist eine immerwährende Herausforderung auch an meine Risikobereitschaft!

11 Gerade die Darstellungen Rudolf Steiners zur Entwicklung von Welt und Mensch in *Die Geheimwissenschaft im Umriss* (1910; GA 13, Dornach 1989) sperren sich dagegen auf eigenartige Weise. Auf den ersten Blick scheinen diesbezüglich die entsprechenden Vorträge *Die Evolution vom Gesichtspunkt des Wahrhaftigen* (1911; GA 132, Dornach 1999) viel eingängiger zu sein, da sie uns unmittelbar seelisch ansprechen.

Pendelschläge zwischen Idee und Erfahrung

Wie komme ich nun im Umgang mit der Wahrnehmung zu Begriffen, die den Blick auf Neues nicht verschließen, sondern öffnen? Ich hatte schon auf Goethes Erkenntnisprinzip hingewiesen. Ihm geht es darum, sich bei der Behandlung der Naturwissenschaft in eine Lage zu begeben, die uns nicht mehr nötigt, »die Erfahrung der Idee entgegenzusetzen. Wir gewöhnen uns vielmehr, die Idee in der Erfahrung aufzusuchen – überzeugt, dass die Natur nach Ideen verfare; ingleichen dass der Mensch in allem, was er beginnt, eine Idee verfolge« (*Sprüche in Prosa*, Nr. 2.116.2).¹² Woanders heißt es: »Durch die Pendelschläge wird die Zeit, durch die Wechselbewegung von Idee zu Erfahrung die sittliche und wissenschaftliche Welt regiert« (Nr. 1.540). Sich eingestehend, »dass die Analyse der Synthese und umgekehrt diese jener hinderlich ist«, fordert er, »es müsse in dem Geiste eines wahren Naturforschers sich immerfort wechselweise wie eine sich im Gleichgewicht bewegende Systole und Diastole ereignen« (Nr. 435). In dem Aufsatz *Analyse und Synthese* heißt es entsprechend: »Ein Jahrhundert, das sich bloß auf die Analyse verlegt und sich vor der Synthese gleichsam fürchtet, ist nicht auf dem rechten Wege; denn nur beide zusammen, wie Aus- und Einatmen, machen das Leben der Wissenschaft«.¹³

Es geht also darum, Erfahrung und Idee, Wahrnehmung und Begriff in einem rhythmisch sich wiederholenden Vorgang so eng aneinander zu führen, sich die Begriffe so an die Erfahrung anschmiegen zu lassen, dass das eine wie von selbst in das andere übergeht, dass die Idee in der Erfahrung aufleuchtet, ohne dass sie letztere vorwegnimmt. »Im Begriffenen suche sich das Greifen / Und erhalte sich im Erhalten« formuliert Steiner in der als Motto dieser Betrachtung vorangestellten Fische-Stimmung.¹⁴

Der Erkenntnisgegenstand verliert so seinen bloßen Objektcharakter, wie die Idee ihr Zwingendes verliert. Alles Gewordene wird zum Ereignis, dass durch den Erkennenden in die Gegenwart gehoben wird – zwischen Vergangenheit und Zukunft.

In diesem Sinne ist sowohl Goethes Metamorphose-Gedanken (als Inhalt) als auch seine Reihenbildung (als Methode) zu verstehen. Seine Begriffsbildung kann man gut an der Abhandlung zur *Metamorphose der Pflanzen* studieren, in der er das urpflanzliche Prinzip entwickelt.¹⁵ Die »Urpflanze« fasst nicht nur das Gewordene zusammen und gibt Raum für alle möglichen Variationen des Pflanzenseins, ob sie nun irgendwo auf der Erde verwirklicht sind oder nicht. In der Abhandlung selbst wie auch in Vor- und Nacharbeiten zeigt Goethe, wie das Pflanzen-

12 Johann Wolfgang Goethe: *Sprüche in Prosa*, Frankfurt am Main 2005, Nr. 2.116.2.

13 Johann Wolfgang Goethe: *Naturwissenschaftliche Schriften*, hrsg. von Rudolf Steiner, 2. Band, S. 60.

14 Rudolf Steiner: *Zwölf Stimmungen* (1915), in: ders.: *Wahrpruchworte* (GA 40), Dornach 2005.

15 Vgl. Stephan Stockmar: »Rückwendung in sein eigen Ich / Hauptsächlich Fortschritt ...«. *Die Entstehung der Metamorphose-Idee aus Goethes Lebensgang*, a.a.O.

sein sich zunächst im vegetativen Wachstum erschöpft, in der ständigen Wiederholung des Gleichen, der Hervorbringung von Laubblättern. Er zeigt aber ebenso, wie aus der Wiederholung eine Verwandlung wird, im Sinne von Entwicklung oder Metamorphose, nämlich in dem Moment, wo die Pflanze zur Blüte kommt. In dieser wächst sie gewissermaßen über sich hinaus, wie von einer anderen Sphäre berührt. Dafür macht sie sich stufenweise bereit, und in dieser »Steigerung« liegt der eigentliche Fortschritt. So wird das Typische immer wieder aufgebrochen durch eine Verhältnisänderung. – Natürlich bleibt auch eine blühende Pflanze Pflanze; doch bloß aus sich heraus würde sie in der vegetativen Wiederholung verharren. Seine »Urpflanze« befähigt Goethe also, nicht nur bisher noch Unbekanntes, Fremdes zu erfassen, sondern auch das Auftauchen von prinzipiell Neuem zu verstehen, denn er hat sie, wie ich gezeigt habe,¹⁶ aus der Selbstverwandlung gewonnen. Über sich hinaus wachsend, macht er sich selbst zum Organ für etwas Neues.

Wie aus Wiederholung und Variation Metamorphose wird, kann ich innerlich erfahren, wenn ich z.B. die stufenweisen Übergänge an der Pflanze ins Auge fasse und dabei nicht einfach eine Blattform in die folgende übergehen lasse, sondern jedes Mal zunächst zum Knoten zurückgehe, also gewissermaßen in den Zwischenraum hineinspringe und aus diesem »Nichts« die neue Gestaltung schöpfe. Entsprechende Erfahrungen kann ich auch in der Beschäftigung mit den Kapital-Motiven für das Erste Goetheanum machen: Der entscheidende Schritt von einem zum nächsten Motiv erschließt sich mir nicht im bloßen Vergleich der Formen; ich kann ihn nur in eigener existentieller Erfahrung des Dazwischens nach- und mitvollziehen. Was von außen vielleicht als bloße Variation erscheint, wird im Mitvollzug zur Metamorphose im Sinne einer Steigerung oder auch Höherentwicklung.

In der Konsequenz heißt dies, den Gegenstand der Erkenntnis als konkretes Ereignis zu würdigen und nicht nur als mehr oder weniger vollkommenen Ausdruck einer Idee bzw. als Zufallsprodukt eines Geschehensablaufes ohne Sinn und Ziel. So wird der Erkenntnisakt selbst zum Ereignis. Entwicklung ist dann auch nicht mehr etwas, was sich zwischen einem abstrakten Anfang und einem ebenso abstrakten Ende abspielt, sondern nur aus der Gegenwärtigkeit des konkreten Ereignisses, aus der Mitte heraus zu begreifen ist. Von hier aus erschließen sich

»Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen«

16 Ebd.

Vergangenheit und Zukunft neu; das Gewordene hat eine spezifische Geschichte. Es kann so aufgefasst werden, dass sich die in ihm liegenden Möglichkeiten offenbaren. In diesem Sinne braucht es für die Erkenntnis von Neuem auch die Fähigkeit zur Antizipation. Doch das tatsächlich eintretende Neue kann weder aus dem Vergangenen noch aus dem zukünftig Möglichen abgeleitet werden; ihm liegt ein Schöpfungswille zugrunde, der die Gesamtkonstellation grundsätzlich verändert.

Man kann die hier angedeutete Erkenntnisart (zunächst im landläufigen Sinne) Intuition nennen: sich bereit machen für den richtigen »Einfall«. Besonderes und Allgemeines – Erfahrung und Idee – verbinden sich in der Geistesgegenwart. Dieses Moment hat möglicherweise Entsprechungen in der sich entwickelnden Natur selbst, am deutlichsten vielleicht im Spiel, das in der aufsteigenden Entwicklung der Tiere vor allem im Jugendalter eine zunehmende Rolle spielt: Im freien Spiel ist die Möglichkeit gegeben, über sich selbst hinauszuwachsen und so eine neue Seinssphäre zu berühren – ein Prozess, wie er bildhaft bereits an der Pflanze zu beobachten ist (s.o.).¹⁷

Das Spiel findet in einem Freiraum statt, in dem das Gewordene seine bindende Wirkung, seinen Programmcharakter verliert und sich mit etwas noch Unausgesprochenem verweben kann. Das Neue entsteht gerade aus dieser Verbindung heraus, die immer auch ein Risiko in sich birgt, einen Verlust an Sicherheit.

Auf der morphologischen Ebene kann man unter diesem Gesichtspunkt vielleicht auf die Mosaikformen schauen, die konservative und progressive – »heterochrone« – Merkmale in sich vereinen:¹⁸ Das Neue wird auch im Spiel der Formen erprobt, dort, wo alte und neue Elemente zusammenwirken und sich ggf. auch aneinander reiben. – Gehört hierzu vielleicht auch – und damit wären wir wieder im Bereich des menschlichen Erkennens – die Tatsache, dass man sich heute zumindest teilweise wieder von der bloß theoriegeleiteten Wahrnehmung befreit und durch genaues Hinschauen auf das, was ist, festgefahrene Denkformen wie z.B. das »Zentrale Dogma der Genetik« in Frage stellt, bis dahin, dass Joachim Bauer ein Buch über »Das kooperative Gen« schreibt?¹⁹ Oder dass evolutive Trends Beachtung finden?²⁰ Hier beginnt der Erkenntnisvorgang selbst wieder spielerisch zu werden, ganz im Sinne der von Goethe gemeinten rhythmischen Wechselbeziehung zwischen Erfahrung und Idee: Auch hier kann es durch stufenweise Verwandlung zur Steigerung kommen. Der Natur wird in diesen Ansätzen nicht etwas

17 Vgl. Walther Streffer: *Das akustische Spielverhalten der Singvögel. Ein wenig beachtetes Freiheitsmotiv in der Evolution*, in: DIE DREI 3/2009, S. 37-52, bzw. ders.: *Klangsphären. Motive der Autonomie im Gesang der Vögel*, Stuttgart 2009.

18 Vergleiche hierzu Wolfgang Schad: *Der Heterochroniemodus in der Evolution der Wirbeltierklassen und Hominiden*, Dissertation Universität Witten/Herdecke, 1992; ders.: *Die Zeitintegration als Evolutionsmodus*, Habilitationsschrift Universität Witten/Herdecke, 1997.

19 Joachim Bauer: *Das kooperative Gen. Abschied vom Darwinismus*, Hamburg 2008; eine Besprechung dieses Buches durch Christoph Hueck folgt in einer der nächsten Ausgaben dieser Zeitschrift.

20 Vgl. hierzu die Arbeiten von Bernd Rosslénbroich, a.a.O., und Susanna Kümmell: *Zeitmuster in der Evolution der Säugetiere und ihrer Vorläufer. Morphodynamik der dreigliedrigen Organisation*, in: DIE DREI 7/2008, S. 32-54.

übergestülpt, sondern es wird ihr etwas entgegengebracht, in dem sie sich aussprechen kann, und zugleich involviert sich der Mensch auf neue Weise in den Erkenntnisprozess.

Der Weg für Zukünftiges wird frei, wenn Vergangenes in seine Schranken verwiesen, Bewährtes zurückgedrängt wird. Auch dies ist immer ein Risiko. Doch der Gewinn entsteht eben aus dem Verlust, den es als solchen zu erkennen gilt; er beruht auf dem Verlorenen, knüpft an das Gewordene an – und dies heißt immer auch Verzicht. Doch dadurch wird Entwicklung ebenso wie Geschichte erst konkret – ganz im Sinne Goethes: »Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen« (Goethe zu Riemer, 19.3.1807) – in einer Folge konkreter Ereignisse, wie sie natürlich erst im Rückblick erkennbar wird. »Darauf beruht ja alle Entwicklung, dass erst aus dem Leben der Umgebung selbständige Wesenheit sich absondert; dann in dem abgesonderten Wesen sich die Umgebung wie durch Spiegelung einprägt und dann dies abgesonderte Wesen sich selbständig weiterentwickelt« (Rudolf Steiner).²¹ – Die Absonderung – jede »Erscheinungsentwicklung« im Sinne von Renatus Ziegler²² – führt in Raum und Zeit; durch sie entsteht erst ein Innen und Außen, ein Subjekt in seiner Umwelt. Geht das Innen verloren, so kommt die Entwicklung zum Ende: Erst durch die Innen- oder Subjektperspektive wird die Absonderung überwunden, findet ein Miteinander statt, eine Begegnung von Wesen zu Wesen, die auch wieder aus Zeit und Raum hinausführt. Erkennen wird Begegnen. Geschieht dies nicht, bleibe ich als Erkennender in einem wesenlosen Netz sich rückkoppelnder Funktionen gefangen – einem Zusammenhang zwar, der jedoch durch Auflösung von allem Wesenhaft-Konkreten herbeigeführt wird.

Damit etwas Neues entsteht, muss etwas Altes, Gewordenes, zu einem Ende kommen. Jede Absonderung weist auf ein Ende hin, jeder Neuanfang strebt eine (Wieder-)Eingliederung an; die dabei frei werdenden Kräfte treten unter neuen Voraussetzungen mit dem Sein (oder der Idee) in Verbindung, so dass daraus ein neuer Werdeimpuls entstehen kann. Was aus der Zukunft entgegenkommt (und schon immer entgegen kam), wird so mit den Früchten der Vergangenheit verwoben. – »Durch Werden zum Sein erhoben, / Durch Sein mit dem Werden verwoben, / Der Verlust sei Gewinn für sich« (Rudolf Steiner: *Fische-Stimmung*; s.o.). In diesem Sinne wird der Verlust zum Einfallstor für das Neue. Jörg Ewertowski drückt diesen Sachverhalt in seinem Versuch,

21 Rudolf Steiner: *Die Geheimwissenschaft im Umriss*, a.a.O., S. 191.

22 Renatus Ziegler: *Individuelle menschliche Entwicklung zur Freiheit als Urbild aller Entwicklung*, in: *DIE DREI* 5/2008 (S. 55-69), 6/2008 (S. 49-63), 7/2008 (S. 55-66).

Verwandlung aus der Mitte

Autorennotiz:

STEPHAN STOCKMAR, geb. 1956. Besuch der Freien Waldorfschule in Hamburg-Wandsbek. Studium der Biologie und Geographie in Hannover, Promotion über ein pflanzenökologisches Thema. Referent für Umweltfragen. 1990-2000 Kulturarbeit im Rudolf Steiner Haus Frankfurt a. M. Danach verantwortlicher Redakteur der Zeitschrift *DIE DREI*. Veröffentlichung diverser Aufsätze, u.a. über Goethe, die Entwicklungsfrage und das Spannungsfeld von Anthroposophie und Naturwissenschaft sowie zur Kunst. – Adresse: Redaktion *DIE DREI*, Alt-Niederursel 45, 60439 Frankfurt, E-mail: stockmar@die drei.org.

»Gottesentwicklung« zu verstehen, folgendermaßen aus: »Es gilt also, erst zu lernen, Entwicklung von jener Mitte aus zu denken, in der Ende und Anfang ›Rücken an Rücken‹ stehen, und damit zu lernen, ›Sinn‹ jenseits von Kausalität und Finalität zu denken.«²³ Hier löst sich gewissermaßen auch die Teleologie-Frage, die sich jedem Versuch, Entwicklung »geistvoll« zu denken, in den Weg zu stellen droht.

An dieser Stelle kann man wieder auf Darwin schauen, der am Ende seines Lebens auf die moralischen Konsequenzen seines Denkens aufmerksam wird. Sein Weg ganz in die Außenperspektive ist einer, der tief in die Absonderung aus dem kosmischen Zusammenhang hineinführt; er erfährt vor allem sich selbst als von der Welt abgesondert (was Thomas Metzinger, wie gezeigt, gar nicht mehr merkt). Insofern scheint mir hier wirklich ein bewusstseinsgeschichtlicher Wendepunkt vorzuliegen, und gerade an diesem Punkt knüpft Rudolf Steiner an, wenn er den Gedanken einer von unten nach oben, vom Niederen zum Höheren aufsteigenden Entwicklung als »eine fruchtbare Idee« aufnimmt – deren »Vereinigung mit dem, was ich als Geistwelt kannte, unermesslich schwierig« für ihn war.²⁴ Hier setzt sein rosenkreuzerischer Impuls der Verwandlung der Welt ein, die von der Verwandlung des Menschen ihren Ausgang nimmt.²⁵

23 Jörg Ewertowski: *Die Gottesentwicklung. Von der Beziehung zwischen dem Entwicklungs- und Gottesgedanken in Theologie Philosophie und Anthroposophie*, in: *DIE DREI* 2/2008, S. 45-55.

24 Rudolf Steiner: *Mein Lebensgang* (1923-1925; GA 28), Dornach 2000, S. 66.

25 Vgl. Anna-Katharina Dehmel: *Meditation und Forschung*, in: *DIE DREI* 3/2009, S. 53-68, und 4/2009, S. 45-57.